

MARCELLO LISCIA

Ein  
verregneter  
Sommer

*Roman*

© Querverlag GmbH, Berlin 2022

Erste Auflage September 2022

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie © ullstein bilderdienst

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-319-4

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de)

# Kapitel 2

## *Von Belanglosem*

„Luca, hör auf zu träumen! Los! Die Pause ist rum. Die Sonne scheint wieder.“ Signora Colombo stand mit ihrem gewohnt strengen Blick in der Tür, die Hände in die Hüften gestemmt. Sie würde so lange dort warten, bis er aufstehen, an ihr vorbei und zurück ans Fenster für den Außenverkauf gehen würde. Immer, wenn er in den wenigen freien Minuten oder Stunden – immer dann und nur dann, wenn es regnete – am Fenster des Innenhofes saß und nach draußen schaute, wo eigentlich nicht viel mehr stand als mehrere Kübel mit Bauernhortensien und eine alte Bank, von der die weiße Farbe zunehmend abblätterte, musste er an zu Hause denken. An seinen Vater, seine Geschwister, die Felder und die Weinberge, die Bienen und an seine Mutter, deren Gesicht in seiner Erinnerung immer schemenhafter wurde und an deren Stimme er sich kaum noch erinnern konnte. Dass sie ihm immer mehr wie Sand durch die Finger glitt, versetzte ihn in Schrecken und ein schlechtes Gewissen quälte ihn. Mehr aber noch überwog die Furcht, dass er sich vielleicht eines Tages gar nicht mehr an sie würde erinnern können.

„Hortensien sind für mich die schönsten Blumen. Und weißt du, warum, Luca?“, fragte ihn seine Mutter, als er ihr, wie so häufig, bei der Hausarbeit zuschaute. An diesem Tag war sie damit beschäftigt, Socken zu stopfen. Luca war etwa fünf Jahre alt. Seine Mutter saß an einem kleinen Tisch am Fenster der großen Wohn-

küche, den sie stets für das Ausbessern alter Kleidung nutzte, auf dem aber auch ihre Nähmaschine stand, die sie wie eine Kostbarkeit pflegte. Es war jedoch die falsche Jahreszeit für die Nähmaschine, denn es war Frühsommer und erst im Herbst würden sie nach der Ernte über das nötige Geld verfügen, neuen Stoff für Kleider und Hemden kaufen zu können. Luca saß auf einem der Holzstühle, deren Sitzfläche aus Strohgeflecht gefertigt war, ganz dicht neben seiner Mutter und ließ die Füße baumeln, mit denen er so gerade eben die alten dunkelroten Fliesen berühren konnte.

„Nein, Mama, warum?“

„Weil jede Blüte wie ein kleiner Blumenstrauß aussieht. Und wenn man mehrere Blüten zusammen in die Vase stellt, wie sieht es dann aus?“ Sie ließ kurz von der grauen Socke ab, die sie in der Hand hielt, und schaute ihn lächelnd an.

„Schön!“, rief Luca und strahlte, da er der Auffassung war, die perfekte Antwort auf die Frage seiner Mutter gefunden zu haben.

„Ja, natürlich! Aber wie noch?“ Mit großen Augen sah sie ihn an und war gespannt, was ihm noch einfallen sollte. Luca betrachtete seine Mutter mit ebenso großen Augen und runzelte dabei die Stirn.

„Wie ganz viele kleine Blumensträuße?“, fragte er dann etwas unsicher und war wiederum gespannt auf ihre Reaktion.

„Genau!“ Das machte Luca stolz auf seine Antwort. Sie legte die Socke, den Faden und die Nadel auf den Tisch, nahm Luca in die Arme und drückte ihn an ihre Schürze. „Und wie ein Blumenmeer, denn man sieht überhaupt keine Blätter, sondern nur noch blau und rot und weiß!“ Während sie blau und rot und weiß sagte,

wiegte sie Luca, den sie noch immer an sich drückte, nach rechts, nach links und wieder nach rechts, als hätte jede der von ihr aufgezählten Farben ihren eigenen Platz. Luca liebte es, wenn seine Mutter ihn so an sich drückte. Sie duftete immer nach Garten, nach Essen, nach Brot.

„Und wenn du später mal eine Freundin hast und ihr Hortensien schenkst, was heißt das dann?“, fragte sie ihn und hatte aufgehört, ihn hin und her zu wiegen.

„Dass ich sie schön finde?“ In Lucas Antwort schwang Unsicherheit mit.

„Wen, die Hortensien oder das Mädchen?“, lachte sie.

„Mama! Das Mädchen natürlich!“ Luca hatte sich aus ihrer Umarmung gelöst und schaute sie protestierend an.

„Sicher auch das. Aber du fragst sie damit auch, ob sie dich vergessen hat. Das ist die Sprache der Blumen. Jede Blume hat ihre eigene Botschaft.“ Sie wartete auf seine Reaktion und schaute ihn amüsiert an.

„Warum sollte sie mich denn vergessen, Mama?“

„Du hast recht! Wie könnte man meinen kleinen Luca jemals vergessen? Die Mädchen werden dir bestimmt in Scharen hinterherlaufen!“ Sie lachten beide. Lucas Mutter setzte die Ausbesserung der Socke fort und Luca schaute ihr weiter zu, hing aber in seinen Gedanken den Botschaften der Blumen nach.

Nun, das mit den Mädchen hatte sich noch nicht eingestellt. Zumindest liefen sie ihm nicht hinterher. Oder vielleicht doch? Was war mit Marisa? Er konnte sich an ihre Blicke erinnern, die ihm immer unangenehmer wurden. Ihr aufgesetztes Lächeln, während sie mit einem Finger in ihren Haaren herumspielte. Marisa war die Tochter von Signor Leoni, der seinen Eltern den Hof verpachtet hatte. Wenn er auch meist im Dorf mit Mäd-

chen und auch eher mit seinen Schwestern als mit seinen Brüdern gespielt hatte, so verlor er doch seit einigen Jahren zunehmend das Interesse an ihnen. Mädchen wurden ihm ... zuwider. Vielleicht gehörte das dazu, bevor man sich in eines dann verliebte?

Er war inzwischen sechzehn. Hätte er nicht schon längst eine Freundin haben sollen? Wie denn, wenn er seit März jeden Tag von morgens bis abends Eis machte, umfüllte, verkaufte, den Tresen putzte, nur um am nächsten Morgen von vorne zu beginnen? Und bevor sein Vater ihn nach Deutschland geschickt hatte, ließ der Hof ihm – genauso wenig wie seinen Geschwistern – kaum eine freie Minute, außer vielleicht sonntags, aber der Tag war mit Kirchengang und gemeinsamem Essen und Singen auch meist schon in seiner immer wiederkehrenden Routine verplant.

„Luca, ich warte!“ Signora Colombo, die hatte er fast vergessen.

„*Si, signora!*“, stammelte er und zog an ihr vorbei an seinen Platz an der Theke.

„Das wurde ja auch mal Zeit!“, raunte ihn Paolo an, mit dem er sich den Posten am Außenverkauf teilte. „*Die Nächste biete!*“ Das und „*danke*“ und „*gute Tag*“ waren bisher die einzigen deutschen Worte, die er und Paolo beherrschten, abgesehen von den Zahlen, die sie kennen mussten, da sie ja das Geld für die Waffeln und Becher immer gleich einkassierten. Ach, und dann war da natürlich noch „*widersen*.“ Das waren die ersten Worte, die Paolo ihm nach Feierabend gleich im ersten Monat eingebläut hatte. Was die Zahlen anging, so stand Luca insbesondere mit der „*zwulf*“ und der „*funfzen*“ auf Kriegsfuß. Diese Zahlen wollten ihm – zumindest auf Deutsch – nicht über die Lippen kommen.

Paolo war siebzehn und schon in der zweiten Saison in Deutschland. Er verkörperte wohl das, was man einen Mädchenschwarm nannte. Für italienische Verhältnisse war er mit seinen 1,85 groß, er hatte braune Augen, ein markantes Kinn und eine dichte schwarze Mähne, die er nach der Mode hinten kurz und vorne zu einer glänzenden Tolle frisiert trug. Nachmittags sah man – auch wenn er sich täglich rasierte und das wusste Luca, denn sie teilten sich ein Zimmer, in dem das Waschbecken gleich mit im Raum war – bei ihm schon einen deutlichen Bartschatten. Paolo suchte sich aus der Wäschekammer immer gern Hemden, die eine Nummer zu klein für ihn waren, damit man unter dem Stoff seine Brust- und Oberarmmuskeln sah, die er jeden Morgen mit einem Satz Liegestütze in Form behielt. „*Die Nächste biete!*“

„Und? Hast du es schon mal gemacht?“, hatte ihn Paolo ungefähr nach einer Woche, die sie sich das Zimmer teilten, gefragt, als sie in ihren Betten lagen und nur noch das Licht der Außenbeleuchtungen der Geschäfte in ihr Zimmer schien. Das Personal war in den zwei Etagen über der Eisdielen untergebracht und somit mitten in der größten Einkaufsstraße der Stadt, durch die noch alle halbe Stunde die Straßenbahn bimmelnd an ihnen vorbeiratterte. Glücklicherweise fuhr die Straßenbahn nicht nachts, sodass sie in der Regel ruhig schlafen konnten.

Die Eisdielen der Colombos befand sich in Paderborn. Nie zuvor hatte Luca diesen Namen gehört. Die einzigen deutschen Städte, die er kannte, waren München, Berlin und Frankfurt. Er wusste auch nicht, wo in Deutschland Paderborn lag. Als sie auf der Fahrt nach Deutschland in München am Bahnhof umgestiegen wa-

ren, dachte Luca, dass sie sicherlich bald angekommen wären. Da hatte er sich jedoch geirrt, denn die weitere Fahrt in dem ruckeligen, lauten und stickigen Zug bis nach Paderborn erschien ihm endlos. Zudem hätte es jede beliebige Stadt in Deutschland sein können. Es spielte für ihn keine Rolle, welchen Namen der Ort hatte, in dem er schließlich niemanden kannte.

„Was gemacht?“, wollte Luca wissen.

„Na, Liebe! Was denn sonst?“

„Wie kann man Liebe machen? Entweder man liebt oder man liebt nicht.“

„Mensch, Luca! Du hast auch überhaupt keine Ahnung, oder? Ich meine, mit einem Mädchen. Gevögelt.“

„Hast *du*?“

„Hör mal, sehe ich aus wie ein Mönch? Ich habe es das erste Mal gemacht, als ich vierzehn war. Mit der Tochter des Bäckers bei uns im Dorf. Sie hieß Lucia.“ Er lachte. „Und ich denke, sie heißt immer noch so! Die war heiß, kann ich dir sagen! Und hast du?“

„Lass mich schlafen!“

„Also nein.“

„Idiot.“ Luca drehte sich zur anderen Seite und zog sich die Bettdecke bis unter das Kinn.

„Gib's zu! Du hast es dir bis jetzt immer nur selbst gemacht, hab ich recht?“

Luca antwortete nicht. Er tat so, als wäre er schon eingeschlafen.

„Na, dann träum was Schönes! Vielleicht kannst du es dann wenigstens im Traum mal machen und du erzählst es mir dann morgen!“

Luca konnte sich gut vorstellen, wie Paolo im Bett lag und sein breites Grinsen aufgesetzt hatte, das ihn immer ein bisschen scheel aussehen ließ. Paolo war nur ein Jahr

älter. Und selbst, wenn er gleich alt gewesen wäre, hatte er bereits mit vierzehn das erste Mal Sex gehabt. Luca war sich nicht sicher, ob er das glauben sollte. Und überhaupt, was sollte daran so toll sein? Das ganze Thema interessierte ihn überhaupt nicht beziehungsweise war es ihm immer unangenehm, überhaupt nur daran zu denken, geschweige denn, darüber zu sprechen.

Er konnte sich erinnern, wie er seine Schwester Anna einmal nackt gesehen hatte, als er aus Versehen am Badetag zu früh ins Bad gekommen war und ihre älteste Schwester Emma die kleine Anna, die gerade aus der Wanne gestiegen war – es war eigentlich mehr ein Waschbottich, den sie samstags immer mitten ins Bad stellten –, gerade in ein großes Handtuch hüllen wollte. Er war also zu früh ins Bad gekommen und er konnte sich noch erinnern, dass er sich gewundert hatte, dass da unten bei Anna irgendwie nichts war. Zumindest kam ihm das so vor. Das Ganze hatte vielleicht drei Sekunden gedauert und dann war er auch schon wieder verschwunden und hatte die Tür hastig ins Schloss fallen lassen. Anna hatte kurz aufgeschrien und Emma hörte er noch sagen: „Liebes, das war doch nur Luca. Er hat bestimmt nichts gesehen.“ Er hatte auch nichts gesehen. Und gerade das fand er irritierend. Er musste damals acht und Anna demnach zehn gewesen sein.

„He, aufwachen! Es ist schon sechs!“ Paolo rüttelte an Lucas Schulter.

„Lass mich! Ich stehe ja schon auf“, raunte Luca ihn an.

„Und hast du einen heißen Traum gehabt? Hast du? Hast du? Hast du?“ Und mit jedem „*hast du*“ stieß Paolo ihm mit dem Zeigefinger in die Seite.

„Ich hab gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen!“ Jetzt war Luca wach.

„Hahaha! Komm, steh auf! Du kannst aufs Klo. Ich brauche jetzt das Waschbecken.“

Die Toilette befand sich im Treppenhaus zwischen den Etagen. Da sie im gesamten Haus unter sich waren – sie, das heißt Luca, Paolo, Ernesto und Michele, die die Eisbecher machten, und die Mädchen Maria, Caterina, Elsa und Francesca, die bedienten –, zog Luca nur seine Pantoffeln an und verließ im Nachthemd das Zimmer. Die Colombos selbst wohnten gegenüber in einer eleganten Dachgeschosswohnung mit Terrasse nach hinten raus.

Auf dem Weg zur Toilette knarrten die alten Holzdielen im Flur bei jedem Schritt, was auch schon mal nachts vorkam und hieß, dass entweder jemand gerade mal musste oder unerlaubterweise von einem nächtlichen „Spaziergang“ wiederkam. Signora Colombo – sie nannten sie auch gerne, wenn die Colombos und Elsa, die nämlich eine Nichte der Colombos war, es nicht mitbekamen, „*la colomba*“, was die Taube heißt – achtete penibel darauf, dass die von ihr aufgestellten Regeln eingehalten wurden. Und so ein nächtlicher „Spaziergang“ war ein ganz klarer Verstoß gegen die Regeln von La Colomba. Elsa hätte – so wurde Luca erzählt – schon mehr als einmal im Auftrag der Colomba gespitzelt. Sollte man ihrem blond gefärbtem Haar und dem blasen Gesicht, was ihr einen engelsgleichen Anschein verlieh, glauben, so hätte sie kein Wasser trüben können. Das Gegenteil war allerdings der Fall.

Luca drückte die Klinke herunter. Die Tür öffnete sich und schlug wie gewohnt vor die Toilettenschüssel. Hastig schlüpfte er hinein in den Raum, der nicht größer als eine Besenkammer war, zog sein Nachthemd hoch und wollte sich gerade auf die Schüssel setzen, als er bemerkte, dass mal wieder kein Toilettenpapier da war. Weder

hing eine Rolle an dem Halter, der innen an der Tür angebracht war, noch waren Reserverollen auf dem Bord rechts an der Wand. „*Porca puttana!*“ Gut, dass sein Vater ihn nicht hören konnte. Der hasste es, wenn seine Kinder fluchten. Mit einem „*Ma va..!*“ – also einem nicht einmal vollendeten Fluch, bei dem auch noch der entscheidende Teil fehlte –, das Luca seinem ältesten Bruder Pasquale hinterhergerufen hatte, als dieser ihm die flache Hand in den Nacken geschlagen hatte, was der Vater natürlich nicht gesehen hatte, hatte er sich drei *Ave Maria* eingehandelt, die er vor dem Mittagessen im Beisein seines Vaters und seiner Geschwister in der Küche beten musste, natürlich, nachdem er sich die Hände gewaschen, sein Hemd ordentlich in die Hose gesteckt und sein Vater ihm den Scheitel einigermaßen zurechtgelegt hatte.

Unverrichteter Dinge verließ Luca die Toilette, ging die zehn Stufen wieder hoch in die obere Etage, wo auch sein und Paolos Zimmer war, bis ans Ende des Flurs, um Toilettenpapier aus der kleinen Kammer zu holen, in der sie auch Handtücher und Bettwäsche sauber und ordentlich zusammengelegt in einem alten Holzregal aufbewahrten. Das Toilettenpapier lag auf dem obersten Regalboden. Er musste sich auf die Zehenspitzen stellen und ein wenig strecken, auch wenn er mit seinen 1,78 gar nicht so klein war – fand er zumindest. Mit der rechten Hand nahm er erst eine, dann die nächste Rolle, übergab sie jeweils seiner linken Hand und wollte nach der dritten Rolle greifen, die aber nach hinten rutschte und zwischen dem Regalboden und der Wand klemmte. Er versuchte, sie zu greifen, was ihm nicht gelang, also entschied er kurzerhand, das Regal etwas von der Wand abzurücken, damit die Rolle zwischen Regal und Wand

auf den Boden fallen würde, wo er sie dann hervorfi-  
schen könnte. Der unterste Regalboden war hoch ge-  
nug, sodass er die Rolle darunter nach vorn befördern  
könnte. Wenn es mit dem Strecken nach oben nicht  
klappte, dann doch wenigstens mit dem Bücken. Ge-  
dacht, getan legte er die beiden Rollen, die er schon er-  
gattert hatte, auf einem Stapel Bettwäsche ab, ergriff das  
Regal rechts und links an den Seiten und zog es nach  
vorn. Die alten Holzfüße des Regals quietschten, aber  
nichtsdestotrotz ging sein Plan auf, die Rolle fiel hinten  
an der Wand entlang auf den Boden, wo sie irgendwo  
liegendeblieben war. Er konnte sie zumindest nicht se-  
hen. Einen kurzen Moment dachte er, die Rolle einfach  
liegen zu lassen – zwei Rollen wären auch genug: Eine  
am Halter und eine in Reserve. Schließlich drückte seine  
Blase und nicht nur die. Doch er entschied sich den-  
noch dazu, sich auf den Boden zu knien, um nach der  
Rolle zu greifen. Schön wäre gewesen, wenn sie nach  
vorne gerollt wäre, aber nein, es musste ja so sein, dass  
sie irgendwo hinten lag. Der Boden war kalt, obwohl es  
schon Mai war. Das Wetter hatte sich in den letzten Ta-  
gen stark verschlechtert und La Colomba weigerte sich,  
die Heizung wieder einzuschalten. Aber auch eine lau-  
fende Heizung hätte die Kammer nicht wesentlich er-  
wärmt.

Blind ertastete er den staubigen Boden und dann et-  
was, was sich nicht anfühlte wie die erhoffte Toiletten-  
papierrolle. Vielmehr fühlte es sich an wie ein Stück  
Stoff, das etwas umhüllte. Er umschloss das kleine Bün-  
del mit seinen Fingern und drückte vorsichtig zu. Was er  
spürte, war hart, ließ aber auch ein wenig nach. Nicht  
nur um dieser unbequemen Position auf dem kalten Bo-  
den ein Ende zu bereiten, zog er das Bündel heraus –

auch wenn er das Knien von den vielen Gottesdiensten, genaugenommen jeden Freitag und jeden Sonntag während seiner gesamten Kindheit, von zu Hause kannte.

Mit seiner Vermutung, dass es sich um ein Stofftaschentuch handelte, lag er richtig. Es war weiß mit einer gelben Borte und etwas zerschlissen. Er stützte sich auf dem zweiten Regalboden ab, der, als er aufstand, fast aus der Halterung zu springen drohte, stand auf und breitete das Taschentuch auf einem Stapel Handtücher aus. Was da zum Vorschein kam, entpuppte sich als eine goldene Brosche in Form eines geschwungenen Buchstabens. Es war der Buchstabe C, der in Schreibschrift aus Gold mit kleinen roten Steinchen verziert von einer goldenen Nadel gehalten wurde, die – wie bei einer Sicherheitsnadel – in einem Verschluss eingehakt war. Wer versteckte so eine schöne und wahrscheinlich auch wertvolle Brosche unter dem Regal in der Abstellkammer? Es konnte nur so sein, dass es jemand getan hatte, dem sie nicht gehörte. Ein C. Hatte jemand die Brosche vielleicht gestohlen? C wie Colombo?

„Luca, sag mal, bist du das?“ Hastig wickelte er die Brosche wieder ein, wobei ihm auffiel, dass auch auf dem Taschentuch ein C stand. Es war in Gelb eingestickt und ähnlich geschwungen wie das der Brosche, wenn auch anders. Er stopfte das Bündel schnell unter eines der Handtücher, als Paolo seinen Kopf in die Kammer steckte. Luca hatte die Tür nur angelehnt. Warum hätte er sie auch schließen sollen? Er hatte ja eigentlich nur vor ...

„Was machst du denn?“, fragte Paolo sichtlich belustigt.

„Es war kein Toilettenpapier mehr da“, schoss es aus Luca heraus.

„In der Zeit, in der ich mich rasiere und hundert Liegestütze mache und mich wasche, schaffst du es gerade mal, aufs Klo zu gehen, dir nicht den Hintern abzuwischen und dich in der Kammer hier – ja, was eigentlich? Alter, du bist echt komisch, weißt du das? Sieh zu, dass du fertig wirst. Du weißt, was los ist, wenn du zu spät bist!“

Und schon war Paolo verschwunden. Was blieb, war der Geruch seines Rasierwassers *Pino Silvestre* – das gleiche, das Don Alfonso benutzte. Auch wenn er sich mit Duftwässern nicht auskannte, war Luca der Name doch geläufig, da Don Alfonso im Kommuniionsunterricht – wenn auch sichtlich verlegen – auf die Frage von Marisa, der Tochter von Signor Leoni, wonach Don Alfonso denn so rieche – sie sagte riechen, nicht duften – erwiderte: „Mein Kind, das ist der Duft von frischen Pinien aus dem Wald.“

„Und wieso riechen Sie danach? Waren Sie heute etwa schon im Wald?“

„Mein Kind, es ist ein Rasierwasser namens *Pino Silvestre*. Meine Schwester aus Verona bringt es mir immer mit, wenn sie mich besuchen kommt.“

Als sie den Kommuniionsunterricht verließen, drängte sich Marisa im engen Flur des Pfarrhauses durch das Grüppchen der anderen Kinder zu Luca hindurch und hauchte ihm beim Hinausgehen ins Ohr: „Wenn ich einmal groß bin, dann schenke ich dir auch *Pino di Messtre*.“ Sie grinste ihn dabei an und klimperte mit ihren langen braunen Wimpern.

„Das heißt *Silvestre*. *Pino Silvestre* hat Don Alfonso gesagt. Und wenn ich groß bin, bin ich bestimmt nicht mehr hier. Also kannst du es mir gar nicht schenken.“

„Wo willst du denn hin, wenn du groß bist?“

„Weg“, sagte er und neigte sich mit offenem Mund zu ihr runter, fast, als wolle er ihr im nächsten Moment in die Nase beißen, lief dann aber doch voraus und die Straße hinunter. Es war Samstag und das hieß, dass Emma Kuchen gebacken hatte. Und den Duft von Emmas Kuchen zog Luca dem von Don Alfonso allemal vor. An jenem Tag sollte es Apfelkuchen geben. Bei dem Gedanken lief ihm das Wasser im Mund zusammen und er ging zügigen Schrittes, fast laufend, nach Hause.

Eines Tages würde Luca Paolo sagen, dass der ihn täglich an den Pfarrer seiner Gemeinde erinnerte. Das würde ihm nicht gefallen, wollte er doch in allem, was er tat, stets ... Luca fehlte das passende Wort für das, was Paolo mit seinem ganzen Getue darstellen wollte. Was wollte Paolo mit seinen engen Hemden, seiner Frisur und seinem Rasierwasser zum Ausdruck bringen? Oder vielmehr, was sagte es über ihn, Luca, aus, dass er all das nicht hatte und tat?

Seine Haare waren kurz und der Seitenscheitel das Einzige, was man als Frisur bezeichnen konnte. Seine Hemden saßen zwar an den Schultern gut, aber ansonsten zeichnete sich eher nichts unter dem Stoff ab. Mehr als Wasser und Seife hatte seine Haut bisher nicht kennengelernt. Die Kartoffelnase hatte sich zum Glück nicht weiter knollig entwickelt, sondern verlief eher schmal und gerade. Er war blass, aber das traf auf alle Jungs in der *Gelateria Colombo* zu, selbst auf Paolo, denn die Sonne kannten sie nur vom Hinausschauen. Terrassen, auf denen die Gäste bedient wurden, sollte es erst viele Jahre später geben, somit bekamen auch die Mädchen, die bedienten, nicht einen Sonnenstrahl ab. Schlank war Luca schon immer. Er musste immer darauf achten, dass er genug zu essen bekam, um nicht völlig in

seinem Hemd zu verschwinden. Das war hier in Deutschland gar nicht so einfach. Er arbeitete noch mehr als zu Hause auf dem Hof und die Hackordnung bei den Mahlzeiten war etwas, das er aus seiner Familie nicht kannte.

Er musste sich beeilen. Er war immer noch in seinem Nachthemd und außer der Entdeckung der goldenen Brosche hatte er noch nichts geschafft. Wenn Paolo schon runter in die Eisdiele gegangen war, dann musste es bald halb sieben sein. Sie fingen zwar erst um sieben an, aber vorher frühstückten sie noch gemeinsam – was sie zumindest als Frühstück bezeichneten: ein italienisches Frühstück bestehend aus Milchkaffee und Keksen. Bald sollte Luca kennenlernen, was man in Deutschland üblicherweise unter einem Frühstück verstand.

Er schnappte sich also die beiden Rollen Toilettenpapier, ließ die dritte auf dem staubigen Boden liegen und lief die halbe Treppe hinunter zur Toilette.

„Besetzt!“, hörte er rufen, als er die Klinke herunterdrückte. Auch das noch!

„Hier ist kein Klopapier mehr.“ Es war Caterinas Stimme. „Kannst du mir welches holen?“, gefolgt von einem verschämten „Hihih.“

„Ich habe zwei Rollen hier. Ich muss aber auch aufs Klo. Mach schnell!“

„Ich mache jetzt die Tür einen Spalt auf und du darfst nicht gucken und dann gibst du mir das Klopapier. Versprochen?“

„Versprochen.“ Viel weiter würde sie die Tür sowieso nicht öffnen können, es sei denn, sie würde sich mit den Füßen auf die Schüssel stellen, was sicherlich nicht ihre Absicht war. Der Schlüssel drehte sich im Schloss und dann ging auch schon die Tür etwas auf. Luca stellte die

beiden Rollen übereinander auf den Boden und schob sie dann hinein. Er sah einen Fuß in einem rosa Stoffpantoffel, der die Rollen zu fassen bekam und hineinzog, gefolgt von dem erneuten Geräusch des Schlüssels, der sich wieder im Schloss drehte.

„Geh weg! Du kannst doch nicht dort vor der Tür stehen und mir zuhören. Komm gleich wieder! Ich brauche nicht mehr lange. Einverstanden?“

„Einverstanden. Aber ich bin in drei Minuten wieder hier!“ Er war viel zu freundlich zu Caterina. Schließlich wollte er schon vor ihr auf die Toilette und er hatte das Klopapier besorgt. Jedoch konnte sie das nicht wissen und es war ihr auch nicht anzulasten, dass er sein dringendes Bedürfnis nun aufschieben musste. Vielleicht war es auch besser, dass sie ihn nicht in der Kammer gesehen hatte, gerade sie, Caterina. C wie Caterina? Letztlich musste ihr aber klar sein, dass er das Klopapier ja nur aus der Kammer geholt haben konnte. C wie Colombo? Vielleicht hatte sie aber auch nichts damit zu tun. Und wenn doch? Egal. Was ging ihn das an?